

## „Wie lange dauern die Werke?“

Sie werden es sicher schon mit der Ankündigung unserer Tagung gemerkt haben: Der Titel meines Referates ist ein Zitat. Es ist der Titel meines vor fast zehn Jahren zusammengestellten Le-sebuches für Denkmalpfleger, und es ist die Überschrift eines Gedichtes von Bertolt Brecht von 1932. Zur Einstimmung also zuerst das Gedicht selbst:

*Wie lange  
Dauern die Werke? So lange  
Als bis sie fertig sind.  
So lange sie nämlich Mühe machen  
Verfallen sie nicht.  
Einladend zur Mühe,  
Belohnend die Beteiligung  
Ist ihr Wesen von Dauer, so lange  
Sie einladen und belohnen.  
Die nützlichen  
Verlangen Menschen,  
Die kunstvollen  
Haben Platz für Kunst,  
Die weisen  
Verlangen Weisheit,  
Die zur Vollständigkeit bestimmten  
Weisen Lücken auf,  
Die lang andauernden  
Sind ständig am Einfallen  
Die wirklich groß geplanten  
Sind unfertig. [...]  
(Bertolt Brecht, 1932)*

Wir erkennen daraus die Lückenhaftigkeit unseres Tuns, die ständig bestehende Gefährdung, vor allem aber die Aufforderung, bei allem unserem Tun auch unsere zeitlichen Grenzen zu erkennen. Und wir erkennen die tröstliche Aussage, daß die Mühe, die wir einem Denkmal zuwenden, Teil seiner Dauer sein kann. Fertig werden Baudenkmale nie.

Dem Brecht-Gedicht hatte ich seinerzeit – 1990 – als Prolog einen Text von Plutarch gegenübergestellt, der mitten in Grund-satzdebatten unserer Zunft trifft, der vor allem den Doktrinären zu denken geben sollte:

*Das Schiff, auf dem Theseus mit den jungen Menschen ausfuhr  
und glücklich heimkehrte, den Dreißigruderer, haben die  
Athener bis zu den Zeiten des Demetrios von Phaleron aufbe-  
wahrt, indem sie immer das alte Holz entfernten und neues, fe-  
stes einzogen und einbauten, derart, daß das Schiff den Philoso-  
phen als Beispiel für das vielumstrittene Problem des  
Wachstums diente, indem die einen sagten, es bleibe dasselbe,  
die anderen das verneinten.  
(Plutarch)*

Der Text von Plutarch läßt natürlich sofort an Baudenkmale wie z.B. den Kölner Dom denken, der im Mittelalter nie fertig ge-

worden ist, und der auch nach seinem Fortbau im 19. Jahrhun-  
dert eine einzige Baustelle ist und bleiben wird. Natürlich bleibt  
er derselbe, oder sollten wir sagen der gleiche? Er wird nie die  
Wünsche derjenigen erfüllen, die bei Festreden so gerne sagen,  
das Baudenkmal „erstrahle wieder in altem Glanze“.

Der Wunsch nach dem alten Glanze mag mit unserem deut-  
schen Sauberkeitsfanatismus zusammenhängen, der in jedem  
Stäubchen, in jedem Zeichen von Alterung ein Symbol des  
Wertverlustes sieht, der also die Zeit als Wahrnehmungsfaktor  
negiert.

Ich stelle dem eine andere Entwicklung gegenüber, die ich in  
den vergangenen Jahren in Hamburg gemacht habe. Vor über  
zehn Jahren hatte es sich als notwendig erwiesen, bei der  
berühmten Hauptkirche St. Michaelis, die ihrerseits das Ergeb-  
nis eines exakten Wiederaufbaues nach dem Brand von 1906  
gewesen ist, die gesamte kupferne Außenhaut des Turmes zu  
erneuern. Es war gelungen, die Hamburger zu einer Spendenak-  
tion sondergleichen zu begeistern. Nach Maßgabe der verfügba-  
ren Mittel wurde die Arbeit in einzelnen Stufen durchgeführt,  
beginnend mit der kleinen Kuppel des obersten Tempietto, und  
dann Geschoß für Geschoß nach unten weitergeführt bis zum  
gemauerten Sockel des Turmes. Über Jahre wuchs so ein immer  
bizarrer werdendes Ausleger-Gerüst am Turme von oben nach  
unten, und Etappe für Etappe enthüllte sich ein neuer Bauab-  
schnitt, für kurze Zeit hell glänzend, bald darauf in einen dunk-  
leren Ton übergehend. Einzig beim obersten Säulenkranz wur-  
den die historischen Kapitelle in ihrem alten Material, also auch

Abb. 1. Kölner Dom, Einrüstung der Strebewerke auf der Chorsüdseite.

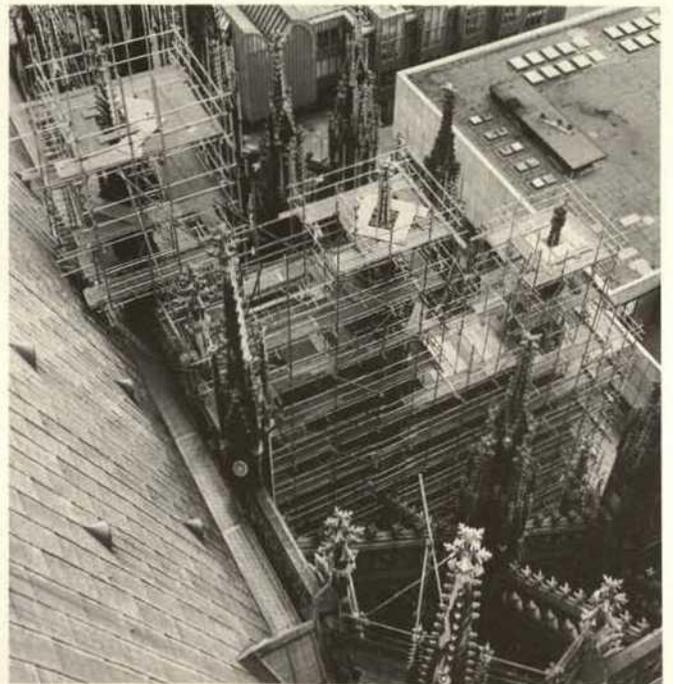




Abb. 2. Barcelona, Querhaustürme des Templo de la Sagrada Familia von Antoni Gaudi.

der alten Farbigkeit belassen. Während man so das schnelle Einwirken von Witterungseinflüssen in verschiedenen Wirkungsgraden verfolgen konnte, wurden wir Denkmalpfleger in der Öffentlichkeit häufig dafür kritisiert, daß wir uns nicht von Anfang an für den gesamten Turm für die Verwendung verpatinierten Kupfers eingesetzt hätten. Fachliche Argumente waren rasch ausgetauscht. Hinter ihnen aber stand eine ganz emotionelle Zuwendung der Hamburgerinnen und Hamburger zu ihrem „Michel“, der immer als ein Symbol für Hamburg galt und der die Bomben des 2. Weltkrieges sogar leidlich überstanden hatte. Es war die Liebe zu dem vertrauten Anblick, den wiederum langsam wachsen zu lassen die innere Geduld fehlte. Hermann Lübke würde es den Vertrauensverlust nennen. Hier spielte also nicht das Schlagwort des „alten Glanzes“ eine Rolle, sondern der Erkennungswert, zu dessen Gunsten man gleichsam ein Handeln mit dem Zeitraffer von uns erwartete. Es war nicht leicht, den Gesprächspartnern jene geduldige Zuversicht nahezubringen, mit der man das langsame Hineinwachsen des Turmes in seine neue Patina erleben könne.

Suchen wir ein Gemeinsames aus diesen beiden dargestellten Haltungen, so können wir feststellen, daß in beiden Fällen ein wesentliches Element in der Wirkung eines jeden Baudenkmales ausgeblendet wird, nämlich das Element der Zeit. Das Baudenkmal wird nicht als in der Zeit stehend erkannt, sondern als eine punktuelle Momentaufnahme mit in beiden Fällen idealer Ansicht.

Zeit, die vergangen ist, und solche Zeit, die vor uns liegt, sind Teil eines und desselben Zeitstranges. Insofern sagt unser Verhältnis zur vergangenen Zeit sehr viel für den Umgang mit Zeit für die Zukunft. Im Jahre 1857 unternahm Theodor Fontane von London aus eine Fahrt nach Manchester und seine Umgebung. In der Stadt Chester, deren historischen Wert er natürlich erkennt und würdigt, beschreibt er einige auffallende Häuser, darunter folgendes:

*Das Nachbarhaus des Bischofs Lloyd ist ähnlich alt und trägt die Inschrift „God's Providence is my inheritance“, ein hübsches Reimwort, das sich etwa mit*

*Gottes Gnade ist mein Erbe,  
stütz mich daß ich nicht verderbe*

*dem Sinn nach übersetzen ließe. Das ist nun freilich hübsch und fromm, und alles, was sich dagegen sagen läßt, ist nur das eine, daß die augenblicklichen Bewohner des Hauses die „Stütze“, von der die Rede ist, hausbacken-wörtlich statt christlich-symbolisch genommen zu haben scheinen. Das Haus war das einzige in der Stadt, das im Jahre 1652 von der Pest verschont wurde, und erhielt deshalb seine fromme Inschrift. Sein gegenwärtiger Besitzer aber scheint gewillt, der Gnade Gottes das höchste zuzumuten und eine Stütze von oben auch da zu erwarten, wo eine Stütze von unten das Einfachere und Geratenerere gewesen wäre. Die krachenden Balken werden ihn bald belehren, daß es ein Gottvertrauen gibt, das wenig besser ist als Blasphemie und just die Gefahren heraufbeschwört, gegen die es glaubt gesichert zu sein.*

Der Eigentümer des besagten Hauses hätte zum Zeitpunkt seiner Entdeckung durch Fontane bereits jene berühmten und mahnenden Worte von John Ruskin von 1849 beherzigen können, die auch heute noch zu den Grundregeln des denkmalpflegerischen Alltags gehören.

Wie eine Bestätigung dessen mutet eine Inschrift an, die sich einst an einem barocken Gebäude in der Hamburger Altstadt, in der Nähe des Meßberges befunden hat. Der Tradition nach soll das Haus von dem berühmten Baumeister Ernst Georg Sonnin errichtet worden sein. Die Inschrift ist ein beredtes Zeichen für die lobenswerte Verbindung von praktischem Erhaltungsgedanken und nüchterner Werterhaltung: „Minimo Ruinas Solertia praevertit, A<sup>o</sup> 1780“ (mit geringst möglichem Einsatz hat die Kunstfertigkeit den Ruin abgewendet). Die Inschrift mag mehr die nüchterne Vernunft preisen und die technischen Fähigkeiten, mit denen ein minimaler Aufwand Großes bewirkt hat. Sie bezieht sich darauf, daß 1780 Sonnin das Fundament, das sich gesenkt hatte, verstärken mußte. Sonnin war ohnedies in Hamburg für seine exzellenten Gutachten bekannt, mit denen er, gegen die Zweifel vieler seiner Zeitgenossen, manchen von der Zeit krummgezogenen Kirchturm mit einfachen technischen Mitteln wieder gerade richten konnte. Das Haus am Meßberg hat die besagte Inschrift freilich kurz vor 1900 nicht vor der Schleifung bewahren können. Die überlieferte Inschrift freilich könnte als Motto unserer ganzen Tagung dienen.

Bevor wir aber nun in der Tagung der Frage nachgehen, wo das Ideal des Konzeptes „Reparatur“ liegt und wie es von der Wirklichkeit erfüllt werden kann, müssen wir uns darüber klar sein, weshalb dieses Konzept gerade am Ausgang des 20. Jahrhunderts so intensiv diskutiert wird, und weshalb wir hoffen, daß das vor uns liegende Jahrhundert wirklich den Weg in die Reparaturgesellschaft öffnen wird. Ich kann einen Gegenstand reparieren, der durch einen natürlichen Alterungsprozeß im Ganzen

oder in Teilen schadhaf geworden ist. Ich tue dies, da mir dieser Gegenstand trotz seiner Schadhaftheit etwas bedeutet, so daß ich ihn behalten und weiter nutzen will. Ich kann aber auch gezwungen sein, einen Gegenstand zu reparieren, den ich durch eigene Unachtsamkeit oder aufgrund des falschen Rates anderer unsachgemäß behandelt habe. Und schließlich kann es sich ergeben, daß ein Gegenstand, den ich lange Zeit überhaupt nicht in seinem Wert erkannt hatte, mir plötzlich in seiner Bedeutung bewußt wird, so daß ich ihn mit Mitteln der Reparatur in seine wirkliche Funktion einsetzen kann.

Ich glaube, alle diese drei Aspekte gehören zu unserem denkmalpflegerischen Alltag, sie gehören zur Erfahrung der Gesellschaft. Einzelne Aspekte werden wir in diesen Tagen diskutieren. Der Hintergrund für diese Diskussion ist aber eine äußerst kritische Quintessenz des Planens und Bauens in unseren Städten und auf dem Lande im 20. Jahrhundert, also auch häufig des Umganges mit den Denkmalen:

Denn will man die Summe aus einem ganzen Jahrhundert des Umganges mit unserer gebauten Umwelt als der dominierenden Umwelt des Menschen ziehen, so bleibt der bestimmende Eindruck, einem Patienten begegnet zu sein; einem Patienten und vielen, vielen Ärzten. Begriffe wie Utopie, Reform, Heilen und Sanieren zogen sich wie ein roter Faden durch diese fast hundert Jahre Stadtgeschichte. Es war ein Jahrhundert der Experimente und Visionen. Im Hintergrund eines so bewußten Gesundungswillens muß ein Ideal gestanden haben. Sieht man von den radikalen technokratischen Modellen einmal ab, die in ihren Prämissen durchaus realistisch waren, so zeigt sich als Bezugspunkt fast aller damaligen Denkmodelle die vorindustrielle Stadt, also ein rückwärts gewandtes Ideal, ähnlich dem reformerischen Kunstideal des „Stils um 1800“ in der Architektur.

Die Brüche in der Verfolgung dieser Visionen entstanden dadurch, daß sie immer wieder überrollt wurden durch technische Entwicklungen und deren Folgen, die in den Denkmodellen nicht genügend berücksichtigt worden waren. Es war also das bekannte Problem aller Utopien, die immer nur aus dem Arsenal des bisher Bekannten in die Zukunft projizieren können.

Können wir also nach dem Gesagten überhaupt einen Blick in die Zukunft wagen? Die deutsche Zeitschrift *Jugend* versah am 1. Januar 1900 ihr Titelblatt mit einem riesenhaft erscheinenden weiblichen Januskopf, von dem das eine Gesicht, das einer alten Frau, nach rückwärts blickt, das andere aber mit großen Augen und ernster Miene nach vorne sieht. Niemals zuvor hatte die Menschheit so sehr das Bewußtsein gehabt, daß eine große Wende vor ihr stehe. So steht denn ein Jüngling an den Sockel der Janus-Gestalt gelehnt, mit einem fast schmerzlichen Gesichtsausdruck und voller Besorgnis und Hoffnung zugleich. Es besteht kaum ein Grund, am Ende dieses Jahrhunderts, das uns auch in ein neues Jahrtausend führt, weniger besorgt zu sein.

Gewiß: Die Schlagworte haben sich verändert. Guten Gewissens wagt heute niemand mehr das alte Schlagwort des Fortschrittes in den Mund zu nehmen. Denn, wer immer nur vorwärts schreitet, muß sich eines Tages eingestehen, daß er die Hälfte seines Lebens nur auf einem Bein gestanden hat. Statt dessen lautet das Motto der Zukunft: „Innovationen“. Innovation bedeutet aber das Verlassen alter und vertraut erscheinender Wege, es bedeutet Mut, auch alternative Wege zu gehen.



Abb. 3. Titelblatt der Zeitschrift „Jugend“, Heft Nr. 1 vom 1. Januar 1900.

Alle, die in irgendeiner Weise mit der Erhaltung und Pflege von Baudenkmalen beschäftigt sind – und das sind wesentlich mehr als nur die staatlichen Denkmalpfleger –, haben heute die Chance, diesen Aufgabenbereich einzubringen in die von niemandem geleugnete Notwendigkeit, die Fehler des 20. Jahrhunderts zu reparieren, als Teil einer generell ressourcenschonenden Umweltpolitik. Denkmalpflege ist dann nicht Verhinderer einer Entwicklung, sondern sie kann in Art eines Entscheidungsmodells als Element der Rückkoppelung wichtige Informationen liefern. Allein das Alter der uns anvertrauten Gegenstände ist ein Lehrbuch, in dem man lesen und lernen kann.

Nur um ein Beispiel hierfür zu nennen: Seit 1993 habe ich anlässlich des in jedem September veranstalteten „Tages der offenen Denkmals“ immer wieder mit vielen Besuchern und Interessierten gesprochen. Ich stellte dabei fest, daß eine besondere Faszination gerade von den bedrohten Baudenkmalen ausging, und von denen, die in gewisser Weise „in Arbeit waren“. Das Interesse der Besucherinnen und Besucher galt also weniger den fertigen Dingen, sondern denjenigen, die im Werden und Entstehen sind. Dies auch in den westlichen Bundesländern, vor allem aber natürlich in den östlichen.

Wie lange dauern also die Werke? Brechts Antwort, daß die lang dauernden ständig am einfallen seien und die wirklich groß geplanten unfertig, ist eine Bestätigung unserer Berufserfahrung. Und der Satz „So lange sie nämlich Mühe machen, verfallen sie nicht“ ist in gleicher Weise Trost und Aufforderung.